

Milena Michiko Flašar

Sterben lernen auf Japanisch

In seiner Kurzgeschichte mit dem Titel *Thailand*¹ erzählt Haruki Murakami von Satsuki, einer Frau mittleren Alters, in deren Inneren sich ein harter, weißer Stein befindet. Ihr Chauffeur, der sie zu einer Geistheilerin bringt, übersetzt, wozu diese ihr rät. „You are a beautiful person, (...)“, sagt er. „Clear-headed. Strong. But you seem always to be dragging your heart along the ground. From now on, little by little, you should prepare yourself to face death. If you devote all your future energy to living, you will not be able to die well. You must begin to shift gears (...). Living and dying are, in a sense, of equal value.”

Ich bin auf dem Weg nach Japan, als ich die Kurzgeschichte lese, teils handelt es sich um eine Urlaubsreise, die ich unternehme, teils handelt es sich um einen Familienbesuch, und auf 33.000 Fuß Flughöhe – unter mir breitet sich der Tian Shan, das zentralasiatische Himmelsgebirge, aus – fühle ich mich seltsam angerührt von ihr.

Wie klein so ein Flugzeug ist! Wie klein und zerbrechlich! Jederzeit, aber daran versuche ich nicht zu denken, was mir natürlich misslingt, könnte es aufgrund eines Ausfalls der Triebwerke oder eines plötzlichen Wetterumschwungs in Not geraten. Flugzeugabstürze sind äußerst selten. Die Wahrscheinlichkeit, bei einem ums Leben zu kommen, liegt bei geschätzten 1 zu 25 Millionen. Doch was ist schon wahrscheinlich? Was unwahrscheinlich? Es gibt Leute, die sterben, weil ihnen der sprichwörtliche Ziegel auf den Kopf fällt. Niemand ist

¹ Haruki Murakami, *Thailand*, in: *After the quake*, Vintage 2002

gefeit davor. Der Tod – als das egalitäre Prinzip schlechthin – betrifft einen jeden von uns.

Insofern ist der Rat der Geistheilerin auch an mich gerichtet. Es gilt, mich beizeiten mit der Endlichkeit zu befassen.

Als Autorin tue ich das bereits. Einige meiner Figuren habe ich, wie man so schön sagt, „sterben lassen“, und in meinem letzten Roman *Oben Erde, unten Himmel*² ging es sogar explizit um den Tod, nämlich um den so genannten Kodokushi, den Tod durch Vereinsamung. Das Thema Tod und Sterben auf mich als Person zu beziehen, ist allerdings eine vollkommen andere Sache. Sobald ich es bin, die stirbt, oder aber auch ein Mensch, der mir nahesteht, ist der Tod eine unbekannte Größe. Eine Zumutung auch. Eine Monstrosität. Wann? Wo? Und wie? Im Gegensatz zum Ende eines Romans lässt sich kein Einfluss darauf nehmen. Es ist ein anderer, der es schreibt, und ihm das Heft aus der Hand zu nehmen, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Mitsamt dem Stift, den er umklammert, gehört es ihm und ihm allein. Ist es überhaupt *mein* Tod, den ich eines Tages sterben werde?

Neben denen, die – so wie ich – ihre Schwierigkeiten damit haben, sich den eigenen Tod vorzustellen, und für die das Unvorstellbare mit allerlei Ängsten und Sorgen verbunden ist, gibt es diejenigen, die sich – beneidenswerterweise – keine Gedanken über ihn machen. Für sie stellt der Tod eine gesicherte Tatsache dar, und als solche gleicht er den Strom- und Gasrechnungen, die wir zu bezahlen haben. Wir haben so und so viel verbraucht und müssen so und so viel dafür hergeben. Es handelt sich um eine klare Kosten-Nutzen-Rechnung. Wozu also das Tamtam? Die Frage wurde mir einmal nach einer Lesung aus *Oben Erde, unten Himmel* gestellt, und sie kam von einem Mann, der davon überzeugt war, dass auf den Tod nichts folgen würde. „Sobald man tot ist“, meinte er, „ist alles aus. Sich zu seinen Lebzeiten damit auseinanderzusetzen, halte ich deshalb für sinnlos.“ Sein

² Milena Michiko Flašar, *Oben Erde, unten Himmel*, Verlag Klaus Wagenbach 2023

Pragmatismus hatte etwas für sich. Er schien verstanden zu haben, dass der Tod Teil des Lebens ist. Wir werden geboren, ergo sterben wir. Mehr steckt nicht dahinter. Und wenn doch? Dann ist es halt so. Kein Grund, sich deshalb graue Haare wachsen zu lassen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass es sich – zumindest sprachlich betrachtet – beim „geboren werden“ um einen passiven Vorgang handelt. Was genau genommen nicht stimmt. Um sich durch den Geburtskanal zu lavieren, muss das Baby einiges an Einsatz leisten. Rein sprachlich betrachtet, sind seine Anstrengungen allerdings vernachlässigbar. Es wird geboren. Und damit Punkt. Da es sich beim „Sterben“ dagegen um einen aktiven Vorgang handelt, ist davon auszugehen, dass er unserer Mitwirkung bedarf. Immerhin werden wir nicht gestorben. Wir sterben.

Interessant ist außerdem, dass wir – obwohl es sich beim „Sterben“ um einen aktiven Vorgang handelt – keinerlei Anleitung dazu in die Hand gelegt bekommen. Weder gibt es Lehrbücher darüber, wie man stirbt (es sei denn solche, die sich auf die medizinischen Aspekte des Sterbens beziehen), noch spielt der Tod – abseits des Religiös-Spirituellen – eine Rolle innerhalb der „Allgemeinbildung“. Die Schullehrpläne kommen ohne ihn aus. Heißt das: Sterben kann man nicht lernen? Man stirbt einfach? Aber wir lernen doch sonst so vieles! Wir lernen Schreiben und Rechnen, um bloß das Grundlegendste herauszugreifen, wir lernen Zähne putzen, uns anziehen, Schnürsenkel binden. Wir lernen Fahrrad fahren. Hinfallen und wieder aufstehen.

Vielleicht weil der Tod etwas Einmaliges ist? Weil es uns, wenn wir gestorben sind, anders als nach dem Hinfallen, eben nicht möglich ist, wieder aufzustehen? Es scheint, als ob Sterben keine Kompetenz wäre, die wir uns – wie Fahrrad fahren – aneignen könnten. Er gehört nicht zum Bereich des Erprobaren. Wer ihn einmal erfahren hat, der hat mit der Generalprobe bereits das letzte, allerletzte Mal auf der Bühne gestanden, und der Vorhang, der sich vor ihm schließt, sorgt dafür, dass

er für immer unseren Blicken entwindet. Es ist uns nicht gegeben, ihm Fragen bezüglich seines Dahinscheidens zu stellen, und selbst wenn wir sie ihm stellen, bleiben seine Antworten ungehört, oder wir zweifeln daran, sie gehört zu haben, so fremd ist uns die Sprache des Dahingeshiedenen. Sie besteht aus Zeichen, die zu dekodieren wir gleichfalls nicht imstande sind. Ein kühler Lufthauch. Hat er uns berührt? Manchmal meinen wir seine Anwesenheit zu spüren. Belegen lässt sie sich allerdings nicht, und so schreiben wir sie unserem Wunschdenken zu. Der Tod ist zusammen mit dem Toten in einer von uns abgetrennten Zone zu Hause. Keine Verbindung. Keine Kommunikation. Die tote Leitung, an deren Ende kein Klingeln ertönt, macht uns bewusst, dass wir einander nicht mehr erreichen können.

Und dennoch. Den Rat der Geistheilerin in meinen Ohren, mache ich mich in Japan auf die Suche nach Eck- und Anhaltspunkten, die mir dabei helfen sollen, sterben zu lernen. Wann, wenn nicht jetzt? Schon seit Längerem ist mir dies ein Anliegen. Denn dass alles aus sein sollte, sobald ich tot bin – das will ich erstens nicht hinnehmen, und zweitens geht es mir auch nicht unbedingt um das Danach, sondern darum, den Tod überall dort aufzuspüren, wo er – schon jetzt – in mein Leben ragt. Ständig geht etwas zu Ende. Ein Tag rutscht in den anderen. Und so normal das auch ist, selten nehme ich mir die Zeit, über das Zerrinnen derselbigen nachzudenken. Wie Satsuki, die Protagonistin in Murakamis Kurzgeschichte, bin auch ich mittleren Alters, und auch in mir befindet sich möglicherweise ein Stein, der – wenn ich mich nicht rechtzeitig auf den Tod vorbereite – als einziges von mir übrigbleiben wird. Im Falle Satsukis steht der Stein für eine tiefe Verletzung, die sie erfahren hat. Ihre Ehe ist gescheitert. Doch es braucht kein Trauma wie dieses, damit etwas fest wird in einem. Oft ist es das Älterwerden selbst, das zu gewissen Verhärtungen führt. Tragen wir nicht alle an einem mehr oder minder großen Stein, der sich aus vielen kleineren zusammenfügt? Ohne mich über die Maßen mit Satsuki zu identifizieren, nehme ich ihre Umkehr – den Entschluss zur

Innenschau – zum Anlass, mein Herz vom Boden aufzuheben und es nicht weiter darauf herumschleifen zu lassen. „Living and dying are of equal value.“ Der Satz – in seiner Schlichtheit – tönt noch lange, nachdem ich ihn gelesen habe, wie leises Schellengeläut in mir nach.

In Ōsaka, wo ich sicher gelandet bin, gehe ich als erstes in die Junkudo-Buchhandlung, die über eine solide Auswahl an englischsprachigen Büchern verfügt. Ein Band mit Sterbegegedichten³ fällt mir dort ins Auge. Ich nehme ihn sogleich mit. Und auch den Wohlfühl-Roman „Donnerstags im Café unter den Kirschbäumen“⁴ von Michiko Aoyama nehme ich mit. Mal schauen, ob ich darin etwas in puncto „Sterben lernen“ finde. In der Literatur ist der Tod schließlich allgegenwärtig. Sie nimmt sich seiner an – nicht auf belehrende, eher auf anschauliche Weise –, und was das Schulcurriculum nicht hergibt, sie – die Literatur –, gibt es doppelt und dreifach her. Das Leben, die Liebe und der Tod. Das sind die Stoffe, aus denen sie gewebt ist. Und auch wenn sich daraus die mannigfaltigsten Unter-Stoffe ergeben, eine schwierige Kindheit etwa, Verrat, ein Organversagen – sie alle sind an das Leben, die Liebe und den Tod geknüpft.

Es überrascht mich daher jedes Mal, wenn ich im Rahmen eines Interviews gefragt werde, warum ich mich in meinen Werken mit dem Tod beschäftige. Ja, warum eigentlich? Der Frage ist stets ein Quäntchen Vorwurf beigemischt. Warum muss es der Tod sein? Warum nicht das Leben? Weil Leben ohne den Tod nicht geht, wäre eine mögliche Antwort. Weil er uns innewohnt, einer jeden unserer 75 Billionen Zellen, und wir uns trotzdem – trotz unseres Wissens darum – für unsterblich halten. Eine Welt ohne uns? Unmöglich. Es sind die anderen, die sterben. Unsere Großeltern, unsere Eltern. Wir selbst aber – weil wir es nicht anders denken können – währen ewig. Wir währen wenigstens bis zu dem Punkt, an dem wir – in einem der Ewigkeit

³ Yoel Hoffmann, Japanese Death Poems, Tuttle 2018

⁴ Michiko Aoyama, Donnerstags im Café unter den Kirschbäumen, Rowohlt Kindler 2024

entrissenen Moment – dann doch den Löffel abgeben. Manch einem von uns bereitet dies Pein. Der Tod ist die maximale Auslöschung. Unser Ich – jenes kleine, zerbrechliche Konstrukt, das einem Flugzeug gleich seine Bahnen zieht – wird durch ihn ausgelöscht. Kein Ich mehr, kein Bewusstsein. Unsere Namen mögen zwar in Stein gehauen werden. Dazu die Jahreszahlen, die unsere Lebensspanne wiedergeben. Aber was bedeuten sie, wenn wir nicht mehr da sind? Namen und Zahlen können nicht einmal annähernd von dem Menschen erzählen, der wir gewesen sind. Wird man sich an uns erinnern? Und wenn ja, für wie lange? Manch einer von uns hadert mit dem undenkbaren Gedanken, dass sogar der Erinnerung an ihn eine Frist gesetzt ist, und manch einer von uns strampelt dagegen an. Er geht laufen, um sich fit zu halten. Hebt Gewichte. Isst Goji-Beeren. Trinkt Grüntee. *Darum* beschäftige ich mich damit. Weil die enormen Mühen, die wir auf uns nehmen, um am Leben zu bleiben, nicht darüber hinwegtäuschen können, dass wir zugleich am Leben *und* am Sterben sind. Und mir scheint, ich habe gar keine andere Wahl, als mich mit unserer Endlichkeit zu beschäftigen. Alternativlos, wie er ist, zwingt mich der Tod zu einem andauernden Memento Mori.

Aber zurück nach Ōsaka! Zurück in das Labyrinth aus überdachten Einkaufsstraßen rund um den Namba-Bahnhof, wo es vor Leben nur so wimmelt! Ōsaka, so heißt es, ist die Stadt des „Kuidaore“ (= „Essen, bis man umfällt“), und tatsächlich findet sich hier alles, was man gemeinhin unter „umami“ (= „schmackhaft, würzig, fleischig“) versteht. Ob Takoyaki⁵ oder Kushikatsu⁶ – um das leibliche Wohl muss man sich hier, in Ōsaka, keine Sorgen machen. Carpe diem!, ruft es aus den Marktständen, greif zu! Lebe und erfreue dich an deiner Körperlichkeit! Deine Zunge ist ein vitaler Muskel, der dich die Vielfalt

⁵ Oktopusbällchen, ein japanisches Streetfood-Gericht

⁶ panierte Bambusspießchen mit Fleisch, Meeresfrüchten oder aber auch Gemüse

und die Komplexität des Lebens schmecken lässt! Die Okonomiyaki-Sauce⁷ – schmeckst du ihre Reichhaltigkeit? – ist nur eine Facette davon!

⁷ eine dicke, süße, braune Sauce, die meist mit Okonomiyaki, jap. Pfannkuchen, gereicht wird